

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 24 (1941)
Heft: 6

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vergreisung heute Verantwortungslosigkeit. Womit bewiesen ist, dass das Schwergewicht der intimsten aller Dinge sich von der Familie auf den Staat verschiebt; das Kind wird zum Objekt der Staatsraison. Auch hier also der gewisse Beigeschmack.

Der Hang zum Wohlleben, die Vergnügungssucht ertöte den Drang nach dem Kinde. Das mag zu einem gewissen Teil stimmen. Aber ebenso gewiss ist es ein verschwindend kleiner Teil der Bevölkerung, der aus diesen Gründen auf das Kind verzichtet. Man sollte sich das Urteil denn doch nicht gar zu leicht machen. Der wahre Grund liegt eben, entgegen der offiziellen Anschauung, gerade im Verantwortungsbewusstsein, und zwar nicht dem Staate, wohl aber dem Kinde gegenüber.

Es gibt das soziale und das ethische Moment. Das eine ist bereits gestreift worden. Die Verantwortung dem Kinde gegenüber gebietet, dass man aus ihm einen lebensstüchtigen Menschen mache, ihn mit dem bestimmten Minimum an Kenntnissen ausrüste, die für sein späteres Fortkommen erforderlich sind. Er soll zum mindestens einen Beruf lernen und ihn später auch ausüben können. Niemand wird bewusst Kinder in die Welt setzen wollen, um sie später Schnee schaufeln zu lassen.

Der Grundgedanke heute ist doch der: hat mein Kind Aussicht auf ein menschenwürdiges Dasein oder wird es mit einiger Bestimmtheit im grossen Heer des Proletariats untertauchen müssen. Das letztere ist unweigerlich der Fall, wenn ihm kein genügendes Rüstzeug mit auf dem Weg gegeben werden kann, dieses aber hängt von den vorhandenen elterlichen Mitteln ab.

Da liest man überall die schöne Rechnung: drei Kinder verschaffen einem Erwachsenen Arbeit. Besser sollte es heissen: drei Kinder könnten einem Erwachsenen Arbeit verschaffen, wenn sie als Vollkonsumenten ihrer Gattung in Erscheinung träten, vorausgesetzt wäre, dass diese drei Kinder auch wirklich ohne Rücksicht auf oekonomische Hindernisse ihre Bedürfnisse an Kleidung, Nahrung, Ausbildung usw. befriedigen könnten, und hier ist ein Fragezeichen am Platz. Aber vorausgesetzt dass dies alles wirklich zuträfe, dass die menschliche Arbeitskraft nicht immer mehr von der maschinellen verdrängt würde, drängt sich da ein kleines Rechenexempel auf. In der zweiten Generation brauchte es bereits neun Kinder um die ersten drei inzwischen erwachsenen zu beschäftigen, für die wiederum müssten siebenundzwanzig weitere Kinder als Konsumenten her, und um dieser dritten Generation Arbeit zu verschaffen, wären weitere einundachtzig Nachkommen nötig. Da aber nicht bloss eine, sondern normalerweise zwei Generationen im arbeitsfähigen Alter stehen, müsste also auch mit der entsprechenden Kinderzahl gerechnet werden. (Die

These, drei Kinder auf einen arbeitsfähigen Erwachsenen bedeutet theoretisch die achtköpfige Familie.)

Die derart rasch anwachsende Bevölkerungszahl hätte zur Voraussetzung, dass der einzelne junge Mensch als Konsument erst vollwertig in Erscheinung träte, denn sonst stünde er im verdienstfähigen Alter der sogenannten Ueberproduktion, also der Arbeitslosigkeit gegenüber. Die Frage lautete also: wie schaffen wir dem Familienvater einen ausreichenden Verdienst zur Erziehung einer grossen Kinderschar, ohne ihn durch Almosen in irgendwelcher Form demütigen zu müssen. Und weil wir in den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen um Almosen nicht herumkommen, wird der Verantwortungsbewusste eben die Folgerungen ziehen, und zwar auf seine Art. Denn schliesslich ist das Kinderkriegen immer noch seine höchst persönliche Angelegenheit.

Wenn das Ganze nicht so furchtbar ernst wäre, sähe man sich zu einer kleinen Ironie versucht: welche neue Mordmaschinen müssten denn bloss wieder erfunden werden, um die in der dritten Generation — nach der rechnerischen Theorie — schon vorhandene grosse Zahl an Menschen wieder umzubringen? Und da die komplizierte Tötungsmethode des modernen Krieges pro Mensch das Vielfache der Kosten verschlingt, die zu seiner Aufzucht benötigt werden, so stünde man am Ende doch wieder vor einer ungeheuren Verarmung, die Kinderzahl würde notgedrungen — wie heute — von neuem beschränkt werden und der Kreis wäre also geschlossen.

Damit ist auch das mehr ethische Moment angeschnitten. Es handelt sich nicht bloss darum, Kinder zu zeugen, die nicht für das Armenhaus bestimmt sind, man möchte sie auch nicht wie Ungeziefer vernichten lassen. Und da eröffnen sich gerade heute höchst unerfreuliche Ausblicke. Wer will behaupten können, dass nicht gerade sein Kind von Bomben zerfetzt werden dürfte, und wer sieht dieser Aussicht denn gleichmütig entgegen? Der sicherste Schutz gegen die entfesselten Kulturerrungenschaften ist immer noch das Ungeborene. Nein, es ist wahrhaftig nicht, oder in den wenigsten Fällen Verantwortunglosigkeit des Individuums, wenn die Kinderzahl sinkt und mit den hausüblichen Mitteln nicht mehr höher gebetet werden kann, es ist ganz einfach eine natürliche Folgeerscheinung von Zuständen, über die sich eine Welt nicht genug schämen können wird.

Wenn es eingangs hiess, dass wir «schlucksessive» aussterben, so ist das in vielen Fällen zutreffend. Der Einfluss des Alkohols sowohl auf die Sterblichkeitsziffern wie auf das Untüchtigsein zum Leben ist bekannt. Aber gerade aus jenen Gegenden, in denen die Schnapsflasche lose in der Rocktasche

Feuilleton.

Der Jetzerhandel in neuer Beleuchtung.

Wir haben im vergangenen Jahr im Feuilleton unter dem Titel «Bilder aus dem alten Bern» auch vom „Jetzerhandel“ berichtet, jener erbaulichen Geschichte von dem Streite der Dominikaner gegen die Augustiner und die furchtbar wichtige Frage der unbefleckten Empfängnis Mariä. Das Ergebnis des Streites, ob die Empfängnis der Maria befleckt oder unbefleckt gewesen sei, ist für uns moderne Menschen völlig schnuppe.

Der ganze Streit der Pfaffen, der mehr als 300 Jahre dauerte, vom 12. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts «mit seinem krassen Aberglauben, spitzfindigen Dogmengeiz, Geisterspuk und flammenden Scheiterhaufen, in dem sich das Mittelalter im Jetzerhandel, 20 Jahre vor dem Einzug der Reformation in Bern, noch einmal in seiner finsternen Gestalt erhob», wurde kürzlich im Beiblatt des «Bund» (im kleinen Bund) in drei Nummern in voller Breite dargestellt.

In dieser Darstellung ist neu die Auffassung, dass die vier Dominikanermönche (der Prior Johannes Vatter, der Subprior Franz Ueltschi, der Schaffner Steinegger und der Lesemeister Dr. Bolzhurst), die alle vier von einem Gerichte zum Tode verurteilt und am 31. Mai 1509 im Schwellenmätteli, unter der heutigen Kirchenfeldbrücke in Bern, lebendig verbrannt wurden, Opfer eines Justizmordes gewesen seien, dass dagegen der Schneider Jetzer, das Opfer der Mönche, ein Filou gewesen und eigentlich gehängt hätte werden

sollen. In schöner Eintracht hätten der katholische Historiker Dr. N. Paulus und der protestantische «Theologe» Professor Dr. Steck in Bern die Prozessakten von 50 Jahren einer Revision unterzogen und festgestellt, dass das Gericht in vielen Beziehungen unkorrekt gehandelt habe und das Urteil ein Fehlurteil gewesen sei.

Von den drei Richtern, dem Bischof von Lausanne, dem Bischof von Sitten (Matthäus Schinner, dem spätem Kardinal) und Petrus Siber, dem Vorsteher des Predigerordens der Dominikaner, habe letzterer auf Befehl des Papstes Julius II. nicht in den Prozess eingreifen dürfen und Bischof Schinner habe die Leitung des Prozesses überragend beeinflusst, und zwar im Auftrage des Papstes um die Berner für Truppenlieferungen an ihn günstig zu stimmen. Der Justizmord wäre somit von Papst Julius II. und dem Bischof Matthäus Schinner begangen worden.

Uns Freidenker könnte das ja egal sein, ob diese beiden «Helden» der Weltgeschichte auch diese Schurkerei auf ihrem Gewissen haben oder nicht. Wenn wir der Auffassung vom Justizmord an diesen vier Mönchen widersprechen, so deshalb, weil es nicht angeht, moderne Auffassungen in die Prozessgeschichte des Mittelalters einzutragen.

Sicherlich erscheint uns Modernen das Urteil über die vier Mönche unmenschlich und viel zu hart — aber es war eben mittelalterliche Rechtsprechung.

Sicherlich ist die Anwendung der Folter ein Mittel, das nach moderner Auffassung zur Feststellung der Wahrheit unzulässig ist — im Mittelalter hatte man aber andere Auffassungen.

zu liegen pflegt, tönt der Ruf nach Kinderreichtum am lautesten, und es beschleicht einen ein bitteres Gefühl angesichts des Umstandes, dass gerade hier mit dem Verantwortungs-begriff operiert wird.

In einem Berner Spital ist letzthin ein zehnjähriges Mädchen an Syphilis gestorben, als letztes einer Anzahl Geschwister, die alle denselben Tod gefunden haben sollen. Wahrscheinlich, ein sonderbares Verantwortungsgefühl der Eltern dem kinderhungrigen Staat gegenüber und ein noch sonderbareres in bezug auf das Kind.

Vorderhand vergreifen wir also trotz allen wohlgemeinten Ratschlägen weiter. Das will nicht heissen, dass der Wille zum Kind erstorben ist. Und, davon bin ich fest überzeugt, die Welt wird wieder von Kinderlachen erfüllt werden, wenn der Mensch einmal nicht mehr gezwungen sein wird, mit einem Gummirüssel vor der Nase sein Leben in einer luftschutzverdunkelten Höhle zuzubringen. *J. Stebler.*

Gottfried Kellers Weltanschauung.

Seine Stellung zu den Ideen von Gott und Unsterblichkeit, zu Religion und Kirche.

Von Ernst Akert.

(1. Fortsetzung.)

Die Mutter erzählte ihrem Gottfried gern und mit warmer Beredsamkeit biblische Geschichten, vornehmlich aus dem alten Testament, aber auch die wunderbare Speisung der 5000 und anderes, während die blutige Leidensgeschichte Christi mehr in pflichtgemäss frommem Erzählen ihm beigebracht wurde. Aber die Phantasie und das Gemüt Gottfrieds blieben bei dieser Leidensgeschichte leer, da er keine Erfahrungen machte, die ihm dieses Leiden verständlich gemacht hätten. So war ihm Gott nachgerade eine farblose und langweilige Person, trotzdem er ihn sonst respektierte. In der Folge traten Versuche an ihn heran, Gott herauszufordern, ihm Schimpfworte, wie er sie auf der Strasse hörte, zuzurufen, diese aber sofort wieder bereuend zurückzunehmen, ihn um Vergebung zu bitten.

Das alles erzählt Keller im Grünen Heinrich. Es dürfte eine Mischung von Dichtung und Wahrheit sein.

Im Hause der Mutter, das von unten bis oben ausgemietet war, zog 1828 das Ehepaar Hotz ein, das im Parterre einen Trödlerladen betrieb. Die jugendliche Phantasie des aufge-

weckten Gottfried Keller erhielt hier Nahrung von der übelsten Art. Er lauschte da Berichten über geheimnisvolle Ahnungen, Träume und Geister, von schreckhaften Erscheinungen am Himmel und unter der Erde, vom grauenvollen Treiben eines Menschen, der nicht mehr an Gott glaubte, eines Atheisten, er schauerte vor Lust, wenn die Rede auf Hexen, Gehängte, Männer ohne Kopf, auf Scharfrichter und Teufelsbanner kam und das alles in nächtlichen Zusammenkünften mehr oder weniger dubioser Leute. Immerhin darf auch angenommen werden, dass die Phantasie des jungen Gottfried durch das Gehörte mächtig beeinflusst worden sei für sein späteres dichterisches Arbeiten.

Im Hause der Witwe Keller wohnte auch der Küfer Marti, ein trinkfester Geselle, der 1848 starb, als Gottfried 19 Jahre alt war. Die Frau und die Tochter des Marti traten in ihrer Not den Neutäufern bei, was Gottfried Keller im «Verlorenen Lachen» als Stoff benützte. Die nahen Beziehungen der Tochter Bäbeli zu Mutter und Schwester Gottfrieds dürften nicht ohne Einfluss auf Gottfried gewesen sein. Bäbeli pflegte sowohl die Schwester als auch den Dichter vor deren Tode.

Auch der Schreiner Schaufelberger wohnte im Hause, der durch seine frivolten Bemerkungen über Gestorbene einen gewissen Einfluss auf Gottfried ausgeübt haben mag. Bemerkungen wie «Der Tote wird rinnen wollen, ich muss den Sarg verpechen» haben sich seinem Gedächtnis stark eingepägt in jenem zarten Alter, in dem sich die Vorstellungen bilden.

Viel verkehrte Gottfried im Hause des Schneidermeisters Konrad Wuhrmann, der mit seinem Vater befreundet gewesen war und zu den «Aufrechten» gehörte. Wuhrmann war ein leidenschaftlicher Radikaler, Pfaffen- und Jesuitenfeind. Im «Fähnlein der 7 Aufrechten» hat Gottfried Keller ihn unter dem Namen des Meisters Hediger verewigt.

Am 10. November 1834, als Keller 15 Jahre zählte, wurde an der untern Zäune in der ehemaligen Barfüsser-Klosterkirche das erste Theater Zürichs eröffnet, in dem der junge Gottfried den Freischütz und wohl auch eine Anzahl Dramen gehört hat, wenigstens scheint es, dass ihm damals schon Wilhelm Tell, Hamlet und andere Dramen und Schillersche Gedichte wie der «Gang zum Eisenhammer» bekannt gewesen sind. In der kleinen Bibliothek des Vaters waren Schillers Werke vorhanden und Schiller war sowohl des Vaters wie des Dichters Lieblingsdichter; auch die Goetheschen Werke lernte er früh kennen. Der junge Gottfried versuchte sich selbst im Verfassen von Dramen wie König Albrechts Tod, Der Gang zum Eisenhammer etc., die natürlich noch kindlich unbeholfen ausfielen.

Von 1825—1831 besuchte Gottfried die Armenschule im Brunnenturm, von 1831 bis 1833 das Landknabeninstitut auf

Sicherlich war manches im Prozessverfahren nicht so wie es nach moderner Auffassung hätte sein sollen, aber die modernen Massstäbe eignen sich nicht für die Beurteilung des mittelalterlichen Verfahrens.

Man kann höchstens sagen, es passte damals alles zueinander: die Schlechtigkeit der Gerichtsverfahren (Folter, Gottesurteile, unmenschliche Strafen für Bagatellen etc. etc.), die Dummheit des Volkes und der Führer, der Regierungen und der Pfaffen, der krasse Aberglauben, die religiösen Psychosen, die blöden religiösen Zänkereien und die Faulheit und Verderbtheit der Geistlichkeit. Wie wäre sonst der Prozess gegen die Maikäfer, die Aufstellung des hölzernen Christoffels im Münster zur Bewachung der goldenen Monstranz, die betrügerischen Reliquienerwerbungen und die Sünden-Ablassgeschichte denkbar und möglich gewesen. Wie viele tausend Prozesse müssten da nicht revidiert werden? All' die Hexenprozesse, Ketzerprozesse, die Täuferprozesse, die politischen Prozesse (Waldmann, Grebel-Zwingli, Calvin-Servet, Salis, Planta, Frisching, Massner, etc. etc.).

Es ist an der mittelalterlichen Prozessiererei und Rechtspflege nichts zu revidieren. Man kann nur feststellen, dass es damals um die Menschheit so bestellt war, wie uns jene finstern Geschichten erzählen, und dafür sorgen, dass wir nie mehr solche entsetzlichen Verhältnisse erhalten werden, dass der Geist der Humanität, der Geist der Toleranz und einer wahren Gerechtigkeit über die menschliche Gemeinheit den dauernden Sieg erringen möchten.

Von einem Justizmord an den vier Dominikanermönchen kann

keine Rede sein. Sie haben durch ihr skandalöses Verhalten der religiösen Ausbeutung der Betrügereien mit Jetzer, der Bemalung der Maria mit blutigen Tränen, der ganzen gemeinen Hetze gegen die Augustiner, ihre nicht viel bessern Mitchristen und Mitschuldigen, reichlich verdient was sie erlitten haben — immer nach mittelalterlicher Auffassung. Die ganze Pfaffengesellschaft, die die Welt von damals in ein Irrenhaus verwandelt hatte, war reif zur Ausmistung durch die Reformation, jene halbe Massnahme, durch die die christliche Religion statt radikal bekämpft, neu gestärkt und konserviert wurde.

Nicht dass wir heute — in anderer Beziehung: religiös, politisch, wirtschaftlich, freiheitlich, geistig — viel besser dastünden als die Bevölkerung von 1509. Wie für die damalige Zeit der Ausdruck Irrenhaus durchaus zutreffend ist, so auch für die heutige Zeit, die unser Gesinnungsfreund Hans Huber mit folgenden Versen treffend charakterisiert hat:

«Tritt ein, o Wanderer, wenn's dir gefällt,
In dieses grösste Narrenhaus der Welt!
Hier schafft man nicht mehr um das liebe Brot,
Hier schuffet man nur noch für Krieg und Tod.
Erst ackert man und pflügt und müht sich krumm,
Und dann bringt man sich gegenseitig um...
Wir sind fürwahr ein herrliches Geschlecht
Mit kühn geschwungenem Scheitelbogen,
Wir sind von blinder Leidenschaft so recht
Um jeglichen Verstand betrogen!» rt.

der Stüssihofstatt und von 1833 bis 1834 die Industrieschule, die von der neuen liberalen Regierung eben gegründet worden war. Ein unglückliches Zusammentreffen mit Schülern, die gegen einen Lehrer demonstrierten und Gottfried aufforderten, sich ihnen anzuschliessen, führte zu seiner Ausweisung aus der Schule, wodurch sein Bildungsgang in empfindlicher Weise gestört, ja, wie er sich selbst ausdrückte, verhunzt wurde. Die Selbstausbildung, auf die er nun angewiesen war, betrieb er mit grösstem Eifer, nicht ohne öfters «schmerzlich durch die verschlossenen Gitter in den reichen Garten der reiferen Jugendbildung zu sehen».

Seine Entwicklungsjahre fielen in die Zeit des politischen Umsturzes der 30er Jahre, der Verdrängung der Konservativen, der Aristokraten durch die Liberalen.

Die Musse, die ihm durch die Ausweisung aus der Industrieschule am 9. Juli 1834 in seinem 15. Lebensjahre verschafft wurde, benutzte Gottfried zunächst zu einem Ferienaufenthalt in Glattfelden bei seinen Verwandten. Er hatte seine Ferien auch früher schon dort zugebracht. Hier hat er seine dilettantischen Zeichen- und Malerkünste spielen lassen und sich als angehender Maler aufgespielt, wozu er ohne Zweifel einiges Talent hatte. Es war ja auch sein Wunsch, Kunstmaler zu werden.

Bei Onkel Scheuchzer, dem Bruder der Mutter, seinem Vormund, der Arzt und Landwirt, Jäger und Vater von sechs Kindern, den Vettern und Basen Gottfrieds war, bewohnte dieser ein kleines Dachzimmerchen. An der einen Wand war noch jahrzehntelang ein Zeichen seiner Kunstbesserenheit und seines Priesterhasses zu sehen. Es war die Zeichnung des Kopfes eines Geistlichen mit Hörnern, also eine Teufelsfratze, mit folgendem Spruch darunter:

Schwarz ist die Nacht,
Schwarz ist der Teufel,
Schwarz sind die Pfaffen
In heiliger Tracht!

Zu der Familie gehörte auch ein Lehrer Joh. Rud. Spillmann, der spätere Fürsprecher und demokratische Politiker während der demokratischen Bewegung der sechziger Jahre, das politisierende, kirchenfeindliche Schulmeisterlein des Grünen Heinrich (der ersten Ausgabe).

Gottfried liess den Kopf nicht hängen, obwohl er über die Ungerechtigkeit, die ihm widerfahren, erbost war und sie lange nicht verwinden konnte. Gelegentlich renommierte er auch in jugendlichem Uebermut, sodass ihm die Mutter schreiben musste «Kamelen wird dir lieber sein als arbeiten» und «ver-

kamele deine Schuhe und Hosen nicht», worunter Gottfried dann ein Kamel zeichnete.

Im September 1834 heimgekehrt, trat Gottfried bei dem Maler Habersaat des Grünen Heinrich, der in Wirklichkeit ein Peter Steiger aus Altstätten war, in die Lehre.

Der Lehrmeister, der einen Kolportagehandel mit lithogr. und kolorierten Schweizeransichten betrieb, konnte dem Schüler keinen verständigen Unterricht erteilen, überliess ihm meist sich selbst und brachte ihm nur eine oberflächliche Technik bei. Gottfried selbst verfiel auf die Komposition heroischer Landschaften grossen Stils. Es bildete sich bei ihm der Hang zum Grottesken und Baroken aus, Zeichen jugendlicher Ueberschätzung seines Könnens. Bald verleidete ihm der Unterricht und er blieb demselben ferne. In seiner Dachkammer richtete sich der 15jährige (!) ein Atelier ein und vertrödelte seine Jugendzeit ohne richtige Leitung. Erst im Juni 1837 kam der 18jährige Gottfried zu dem talentvollen Maler Rudolf Meyer, der in Paris, Rom und Neapel studiert hatte, aber zeitweise geistesgestört und in Irrenanstalten interniert war; er blieb bei ihm bis im März 1838, da Meyer plötzlich, offenbar in einem Anfall von Geistesgestörtheit, nach Genf verreiste. Im April 1840 ging der 21jährige dann nach München. Aus dieser Zeit von 1834 bis 1840, der Zeit des 15 bis 21jährigen Gottfried Keller, d. h. also aus den Entwicklungsjahren des Dichters, die für uns hier nur soweit in Frage kommen und interessant sind, als sie uns zeigen, welchen Entwicklungsgang in religiöser bzw. weltanschaulicher Beziehung der Dichter genommen hat, ist das Folgende zu erwähnen:

Einmal vor allem der Geisteszustand des Konfirmanden.

Wir haben schon gesehen, was der 15jährige in Glattfelden geleistet, als er dort zu Besuch weilte (Wandzeichnung und Vers).

«Der ernste und wahrhafte Jüngling, der Gottfried Keller war, der mehr als hundert andere sich redlich mit seinem Glaubensbekenntnisse abmühte, war allem dogmatischem Kirchentum abgeneigt. Die Sünden und Bluttheologie war ihm zuwider», sagt Baechtold, sein erster Biograph.

Die Wegweisung aus der Industrieschule hatte in ihm einen Stachel gegen den geistlichen Vorsteher der Schule, den Prorektor Meyer, hinterlassen, der sich allgemein gegen die Geistlichkeit richtete und verallgemeinerte, denn schon beim Eintritt in die Schule «tat sich», wie Ermatinger erwähnt, «die Kluft zwischen Keller und den Vertretern der offiziellen Kirche auf».

Im Kopfe des jungen Keller muss es gegärt haben. Er lehnte sich auf gegen die Katechismuslehren, d. h. gegen die

Verschiedenes.

Dank und Anerkennung.

Dankbarkeit ist ein Gradmesser für die Erziehung. Wer nicht Dank zu sagen weiss für eine erwiesene Wohlthat, verrät dadurch, dass er eine schlechte Erziehung genossen oder trotz einer guten Erziehung einer wesentlichen Eigenschaft ermangelt, die mit den anständigen Menschen ausmacht.

Da ist in Bern ein Mann gestorben, der auf dem Gebiete der Sozialpolitik Bedeutendes geleistet hat, der in seinem Fabrikbetrieb neben den gewohnten Institutionen wie Kranken- und Hilfskasse, Kantine, Wöchnerinnenhilfe etc., Ferienheime, eine Stiftung für die Angestellten mit einer Million Franken Kapital, eine grossangelegte Eigenheimunternehmung u. s. w. gründete und der durch seine industrielle und kaufmännische Initiative tausenden von Arbeitern lohnende Arbeit verschuf: Theodor Tobler.

Die Berner Tagwacht bringt es fertig, diesen Mann anlässlich seines Todes mit drei Zeilen zu würdigen, d. h. der nackten Anzeige seines Todes.

Er war allerdings nicht eingeschriebenes Parteimitglied der Sozialdemokratischen Partei — er war Freimaurer und Freidenker.

Unsterblichkeit.

Wenn mich der Tod mit der Faust von Erz
Zur Ruhe einst niedergerungen,
Dann weint nicht lang in dumpfen Schmerz,
Und keine Choräle gesungen!

Tragt mich auf die einsame Heide hinaus,
Wo Gitter nicht starren noch Kreuze;
Kein Pastor im blumengeladenen Haus —
Dort predigen Krähen und Käuze.

Und sperrt mich nicht in den dumpfen Schrein,
Erspart mir die engenden Planken,
Grabt so in die lockere Erde mich ein —
Nach dem Tode doch ledig der Schranken.

Den letzten Abendsonnenschein
Lasst übers Auge mir glühen —
Dann frisch in die keimende Erde hinein:
Da ruh ich im ewigen Blühen.

Das Heidekraut strotzt, die Lerche singt,
Ein Häslein leckt sich die Poten,
Ein Kind, das in den Frühling springt —
Das Leben tanzt über dem Toten.

Oswald Meyer.

In «Deutschland, Monatsschrift für die gesamte Kultur». 1902.